

## ERIKA MITTERER

### **AB HEUTE IST DAS PLÜNDERN VERBOTEN**

Aufzeichnungen nach Tagebüchern des Jahres 1945

Das letzte Kriegsjahr verbrachte ich in unserem Sommerhaus in Kritzendorf bei Wien, außerhalb der Ortschaft, fast am Waldrand. Mein Mann, als gewöhnlicher Soldat eingerückt, war seit Monaten in der Slowakei stationiert. Ostern 1945 besuchte er uns zum letzten Mal. Es war fast sommerlich warm und unsere Kinder, Christiane sechseinhalb und Martin zweieinhalb Jahre alt, spielten leichtbekleidet im Garten; die Bäume standen knapp vor der Blüte.

Da beunruhigte uns das Gerücht, daß Frauen und Kinder am nächsten Tag evakuiert werden sollten. Aber als mein Mann von einem Erkundungsgang in den Ort mit der Nachricht heimkehrte, daß das Ziel dieser Verschickung völlig ungewiß sei, beschlossen wir zu bleiben. Immerhin hatten wir für die nächste Zeit wenigstens etwas zu essen, hatten Holz im Garten und ein Dach über dem Kopf.

Außer den Kindern hatte ich unsere Hausgehilfin Poldi und ihre ausgebombte Kusine Mitzi im Haus. Eine von uns, oft auch zwei, waren in der nächsten Zeit immer um Lebensmittel angestellt; denn noch gab es etwas Milch für die Kinder, Brot und - Seifenpulver! Am 9. April bekamen wir ein letztes Mal Milch, Zucker und Ersatzkaffee, dann sperrten die Geschäfte zu, weil sie leer waren. Nachbarn erzählten, die Russen seien schon in den Nachbarorten Greifenstein und Kierling. Es gab keinen elektrischen Strom mehr, keine Zeitung, man war völlig auf Gerüchte angewiesen. Glücklicherweise war "Sommerzeit", so gingen wir in der Dämmerung zu Bett und konnten unsere Kerzen sparen.

Nachts klang das Artilleriefeuer besonders bedrohlich. Oft kreisten auch sowjetische Jäger über unserem Berg und man hörte Maschinengewehrfeuer. Da unser kleiner Martin darüber sehr erschrak, gingen wir manchmal in den Keller, der zwar wenig Schutz geben konnte, aber doch schalldämmend wirkte.

In den ruhigen Stunden am Tage ließ ich die Kinder auf dem gedeckten Balkon spielen; dort konnte ich sie im Auge behalten und selbst im Garten arbeiten.

Unsere Köchin nähte aus alten Leintüchern zwei weiße Fahnen und am 10. April war es so weit; die Mädchen jubelten: "Wir sind schon eingenommen - unten wehen lauter weiße Fahnen!" Als unser Nachbar, der vor dem Krieg Bürgermeister gewesen war und es dann bald wieder werden sollte, ebenfalls die Friedensflagge heraushängte, wagten wir es auch - die SS hatte nämlich gedroht, jedes so gekennzeichnete Haus niederzubrennen.

Aus der Leitung kam kein Wasser mehr, aber wir konnten uns aus einer Quelle auf dem Nachbargrundstück versorgen. Ich ließ auch die Kinder wieder in den Garten und begann, eine große Wiese umzustecken, um Erdäpfel anbauen zu können. Französische Zwangsarbeiter, die in der Nähe einquartiert waren, beobachteten mich eine Weile - sie hatten sich oft ihren "salade" und Schnecken auf unserem Grund geholt. "C'est dur?" fragte mich einer und dann erklärten sie mir, der camarade, der Landwirt sei, werde mir helfen.

Wirklich arbeitete der stille, kräftige Mann den ganzen Tag neben mir und ich hatte Mühe, ihm am Abend eine Schachtel Zigaretten aufzunötigen! "Mais non, une suffit", protestierte er. Eine solche Erfahrung mitten im Niederbruch vieler menschlicher Beziehungen stärkte das Vertrauen in Gott und die Menschen!

So waren vielleicht auch die Russen besser als ihr Ruf? Eine Nachbarin wußte Beruhigendes zu berichten: als unten die Panzer einfuhren, seien sie von der Bevölkerung mit weißen Tüchern begrüßt worden und hätten Süßigkeiten ausgeteilt...

Eines Tages kam eine Nachbarin mit der Bitte, ihr unseren Schubkarren zu leihen: beim Silbersee würden auf zurückgelassenen Donauschiffen Mengen von Lebensmitteln, besonders Zucker, ausgegeben! Natürlich schloß ich mich ihr an.

Bald schon kamen uns Leute entgegen, die Zucker heimschleppten; schwitzend, glücklich, angeregt plaudernd zogen sie mit Säcken und Truhen nachhause wie von einem Volksfest. Es war wie im Märchen, hatte man uns doch Zucker seit Jahren nur dekaweise zugeteilt!

Erstaunlicherweise ging es bei den drei Schiffen ganz geordnet zu, obwohl es keinerlei Aufsicht gab: man ging behutsam über schmale Stege an Bord, kletterte über Säcke hinweg in den Schiffsrumpf und holte sich dort, was man schleppen konnte.

So beladen, war es nicht ungefährlich, über den Steg zurückzubalancieren. Noch bedrohlicher schienen jedoch die pausenlos über uns kreisenden Sowjetjäger im blauen Frühlingshimmel, aber sie gaben keinen Schuß ab! Am Ufer blühten die Bäume, alle Menschen hatten lachende Gesichter, obwohl von der Stadt her der Schlachtenlärm tönte.

Dort war mein Vater, dort waren die Freunde. Aber die Sorge kam nicht auf gegen die Euphorie dieser Stunde. Wenn das Obst im Garten reifte und die Erdäpfel gediehen, und wenn wir nun auch noch Zucker hatten, den man vielleicht gegen Mehl oder Fett tauschen konnte - war dann nicht das Gespenst des Verhungerns gebannt?

Wo aber waren eigentlich die Russen? Die ersten schon in Klosterneuburg, sagte man, und die nächsten noch unterwegs. Nur keinen Alkohol im Hause haben, wurde gewarnt, nüchtern seien sie friedlich.

Am 11. April hieß es dann, die Deutschen hielten sich in Wien nur noch am Donaukanal verschanzt. Die folgende Nacht war furchtbar; Schuß folgte auf Schuß mit Höllengetöse, und vom Balkon aus sah ich Korneuburg brennen und der Himmel über Wien war hell...

An nächsten Morgen hörte ich zum ersten Mal von Gewalttaten gegen Frauen - und von Plünderungen durch Zwangsarbeiter, meist allerdings in leeren Häusern, deren Bewohner sich in den Westen abgesetzt hatten. Um die Ausländer zu beschwichtigen, wurden sie von nun an bei allen Lebensmittelausgaben zuerst bedient; wir mußten uns durchschnittlich zwei bis drei Stunden um ein Viertelkilo Brot pro Person anstellen, manchmal bekam man auch nur eine Nummer, mit der man am nächsten Tag neuerlich Schlange stehen mußte.

Am 14. April kam das Getöse plötzlich aus der entgegengesetzten Richtung: die Deutschen schossen über die Donau herüber, über uns hinweg. Als ich am nächsten Tag versuchte, das Achtel Milch für Martin zu ergattern, piffen die Kugeln um mich her. Viele Frauen gingen nicht mehr aus dem Haus, sie schickten höchstens noch die Großmütter einkaufen oder verzichteten auf alles.

Und nun begann die Periode, während der die meisten Häuser regelmäßig am Abend "Besuch" bekamen. Doch zeigte sich bei uns noch niemand, wohl weil das Haus etwas abseits von der Straße lag. Das Geräusch splitternden Holzes an den Eingangstüren der Nachbarn gehörte aber bald zu den gewohnten Einschlafgeräuschen und es beunruhigte mich weit mehr als das Artilleriefeuer.

Unser Haustor sperrte ich nicht mehr zu: wer sollte es reparieren, wenn es eingedroschen war? Und ich schlief angekleidet im ebenerdigen Wohnraum, um eventuelle "Gäste" sofort empfangen zu können.

Seit ich mich - entgegen dem Rat wohlmeinender Nachbarn - entschlossen hatte, um jeden Preis Widerstand zu leisten, fürchtete ich mich weniger. Ich schrieb Abschiedsbriefe an meinen Mann, meinen Vater und an Freunde, die ich bat, sich der Kinder anzunehmen. Die schwere körperliche Arbeit verschaffte mir meist einen guten Schlaf.

Unser Nachbar hatte sich beim General über die Übergriffe der Truppe beschwert; es wurde ihm die Aufstellung einer mit Legitimationen versehenen "Miliz" zugesagt und außerdem wurde er selbst als Bürgermeister eingesetzt! So bekam ich nun Nachrichten aus verlässlicher Quelle. Sie klangen freilich nicht gut: der erste Bezirk, in dem unsere Stadtwohnung lag, sei verwüstet, die Stephanskirche ausgebrannt! Aber Leipzig sei schon in der Hand der Alliierten und so müsse der Krieg bald ein Ende haben. Am 18. April hieß es, wir würden evakuiert, weil die Deutschen vom drüberen Ufer einen neuen Angriff gestartet hätten, Hadersfeld und Greifenstein seien bereits geräumt.

Auf meinem täglichen Einkaufsgang kam ich an einem Haus vorbei, dessen Gartenpforte mit warnenden Bildsymbolen und einem Verbot in zyrillischer Schrift gekennzeichnet war: Kein Eintritt - Seuchengefahr! Dort lag ein kleiner Bub mit Scharlach und hatte keine ärztliche Hilfe. Aber - seine Mutter war geschützt vor unerwünschten Besuchen...

Am 23. April bekam ich bei unserem Nachbarn die erste Nummer der "Österreichischen Zeitung" zu sehen. Mit welcher Genugtuung las man in jedem Absatz den Namen Österreich! Am 24. gab es zum ersten Mal etwas Fleisch, zugleich erfuhren wir aber, daß die Lebensmittelvorräte erschöpft seien und Milch von nun an nur noch für Säuglinge ausgegeben werde. Ein neuer russischer Offizier schien unserem Bürgermeister "vertrauenserweckend": er hatte Lebensmittelsendungen aus Rußland in Aussicht gestellt und eine Anzahl plündernder Soldaten erschießen lassen!

Wenige Tage später zeigte mir unser Nachbar die erste Nummer des "Neuen Österreich", herausgegeben von Ernst Fischer, redigiert von Oskar Maurus Fontana, den ich, als Mitglied des Schriftstellerverbandes in der Vorkriegszeit, gut gekannt hatte. Schon in der ersten Nummer wurden die demokratischen Schriftsteller zu erneutem Zusammenschluß aufgerufen...

Nun beschloß ich, nach Wien zu gehen, meinen Vater im vierten Bezirk und auf dem Weg einige Freunde zu besuchen und nachzusehen, ob unsere Wohnung noch benützbar sei. Ich brach am 27. April zeitig auf, versehen mit einem kleinen Mundvorrat an gekochten Erdäpfeln, Brot, einer Büchse Sardinen und einem Kilo Zucker; den wollte ich wenn möglich in Salz umtauschen, das uns schon fast ganz ausgegangen war. Damit, daß es daran einmal mangeln könne, hatten wir nicht gerechnet.

Vor sieben Uhr traf ich keinen Menschen, erst in Klosterneuburg standen Schlangen vor den Läden, und Russen waren in Wagen und auf Rädern unterwegs; sie beachteten mich nicht. Ein weithin sichtbarer Anschlag erfüllte mich mit heiterer Genugtuung: "Ab heute ist das Plündern verboten!" Obgleich ich mich keiner Illusion über die unmittelbare Wirksamkeit dieser Verfügung hingab, ließ sie mich doch auf ruhigere Zeiten hoffen. Oft denke ich heute an dieses Gefühl der Erleichterung, wenn meine Enkel sich über unseren angeblichen "Polizeistaat" beschwerten!

Im Kahlenbergdort besuchte ich Anni Freiberg, die Frau des eingerückten Schriftstellers Siegfried Freiberg - sie hatte Schreckliches mitgemacht, die Häuser ringsum lagen in Trümmern, die Russen waren wiederholt plündernd eingedrungen, mehrere Nächte hatte sie im Garten zwischen Sträuchern versteckt zugebracht.

In Wien, beim Heiligenstädter Hof (wie der Karl-Marx-Hof damals hieß), wurden alle männlichen Passanten zur Arbeit zurückbehalten.

Nächste Station machte ich in der Osterleitengasse in Döbling bei Paula Molden-Preradovic. Ich traf sie auf der Stiege und begleitete sie zu einem Geschäft, wo es Sauerkraut geben sollte: das könne sie sich nicht entgehen lassen, denn durch ihre wochenlange Haft bei der Gestapo habe sie überhaupt nicht vorsorgen können, und nun hatte sie außer für ihren Mann und ihre alte Mutter auch noch für eine junge Nichte, die bei ihr Zuflucht gesucht hatte, zu sorgen. So erfuhr ich nun erst von ihrer Gefangenschaft und von der Widerstandstätigkeit ihrer Söhne, die ja schließlich zur Verhaftung der Eltern geführt hatte. Die "Wiener Reimchronik" der Dichterin gibt ein gültiges Bild von unseren Erlebnissen und Empfindungen in diesen Wochen...

Dann wanderte ich weiter in die Josefstadt, um Elfi Leifhelm, die Tochter des Dichters, zu besuchen. Ihr Söhnchen war schrecklich abgemagert, seine Augen glänzten, als habe es hohes Fieber.

Den Weg zu meinem Vater unterbrach ich noch kurz in der Redaktion des "Neuen Österreich", um mich bei Fontana für den neuen Schriftstellerverband anzumelden. Er erzählte mir, daß er für Schweden meinen Roman "Der Fürst der Welt" rezensiert hätte (der ja dort wie in Norwegen als Beispiel Inneren Widerstands aufgefaßt worden war).

Dann konnte ich endlich - nach mehr als zwanzig Kilometern Fußmarsch - meinen Vater umarmen: so hatte auch er, der nie einen Schutzkeller aufgesucht hatte, die böseste Zeit überlebt, obwohl zuerst die SS im Hof seines Hauses einen Gefechtstand eingerichtet und dann die Russen eine Autoreparaturwerkstatt etabliert hatten. Er wußte auch, daß unser Wohnhaus unversehrt geblieben war.

Dort übernachtete ich und kam am folgenden Tag nach einer erholsamen Mittagspause in der Osterleitengasse abends todmüde nach Kritzendorf zurück und war dankbar, die jubelnden Kinder umarmen zu können.

Wenig später bekamen dann auch wir "Besuch".

Der Bürgermeister hatte mir gerade mitgeteilt, daß Himmler nun auch vor Rußland kapituliert habe, als ich die fremden Stimmen von unserem Haus her hörte und die angstvollen Rufe der Mädchen. Ich ließ die beiden jungen Russen eintreten und regte eine "Hausdurchsuchung" an, um sie zu beschäftigen. Die Kinder schliefen schon, so bat ich, leise zu sein und wirklich traten sie auf Zehenspitzen ins Kinderzimmer. Trotzdem fuhr Christiane in die Höhe und fragte erschrocken: "Was ist?"

"Ach, das sind die Russen", sagte ich möglichst ruhig, "die suchen nach Waffen, aber wir haben ja keine." Erleichtert sagte sie: "Ach so!" und dann setzte sie sich auf, streckte dem Näherstehenden die Hand entgegen und sagte freudig erregt. "Grüß Gott!". Und der Russe nahm die Kinderhand, schüttelte sie fest und hatte Tränen in den Augen...

Vielleicht hat die Arglosigkeit des kleinen Mädchens, zusammen mit meiner Entschlossenheit, uns damals gerettet? Die aufgeregten jungen Frauen hatte ich aufgefordert, heimlich zu verschwinden - für sie wollte ich die Verantwortung nicht übernehmen. Die Russen wurden recht böse, als sie das merkten. Sie verlangten Fleisch und Wein, bekamen Tee und Marmeladebrot und blieben stundenlang sitzen. Ich versuchte, ihnen an Hand eines Fotos zu erklären, daß mein Mann, ein einfacher Soldat, keineswegs mit Begeisterung für Hitler gekämpft habe, sondern infolge seines Alters und seiner labilen Gesundheit nur im Hinterland Dienst getan hatte.

Wie wir uns eigentlich verständigen konnten, weiß ich nicht, aber es gelang. Nur sagte der eine, als die Männer mich gegen Mitternacht enttäuscht, aber friedlich verließen, drohend: "Wir kommen wieder!" - und das taten sie auch, zwei Tage später. Mitzi war in

Wien, Poldi versuchte dem Sowjetbürger klarzumachen, daß er das Dienstmädel doch nicht schlechter behandeln könne als die "Gnädige"; sie konnte sich tschechisch mit ihm verständigen. Er nahm sie trotzdem mit ins obere Zimmer, ich hörte sein Schreien und ihr Weinen, aber bald waren sie zurück, und nachher erzählte sie mir, er habe gedroht, sie dafür zu bestrafen, daß sie die Frau mit den Kindern alleingelassen habe und davongelaufen sei! Schließlich aber habe er ihr geglaubt, daß ich selbst sie weggeschickt hatte.

Danach bekamen wir keinen "Besuch" mehr und am 8. Mai kam die Botschaft vom Frieden!



Wien 1945

Hinweis: Die im Originaldokument vorhandene alte Rechtschreibung wurde beibehalten.